

HEYNE <

Das Buch

Von dem Giftmord erzählt als erster Marco da Cola, ein junger Arzt aus Venedig, der auf merkwürdige Weise in den Fall verwickelt ist. Er hat die Mutter der jungen Frau behandelt, die wenig später als Mörderin verhaftet wird. Fast hätte der Venezianer sich in Sarah verliebt, doch die Beweise überzeugen am Ende auch ihn. Die Mörderin wird gehenkt. Aber darf man da Cola glauben? Nein, sagt Jack Prestcott, dessen Vater beschuldigt wird, er habe die Sache der Royalisten an Oliver Cromwell verraten und damit die Rückkehr von König Charles II. aufs Spiel gesetzt. Da Cola habe nichts begriffen von den Intrigen in England. Sarah Blundy war das Opfer eines Komplotts am College, sein Vater ein Opfer der Politik. Ein Komplott hat es in der Tat gegeben, behauptet auch John Wallis, der Meister der Geheimschriften und Dechiffrierkunst – zuerst bei Cromwell, dann bei Charles II. Aber die Fäden hat der Venezianer in der Hand gehalten. Er ist schuldig, und das nicht nur am Tod von Grove und Sarah Blundy. Mit unglaublicher Raffinesse erweckt Iain Pears die Welt des 17. Jahrhunderts zu neuem Leben. Er zeigt uns Oxford als Zentrum von Wissen und Fortschritt – in den Fall verstrickt sind Robert Boyle, der „Vater der Chemie“, der Philosoph John Locke und der Astronom Christopher Wren – und doch auch als einen Ort, an dem die revolutionären Ideen in Medizin und Philosophie von Aberglauben, Bigotterie und Machtpolitik in Ketten gelegt werden. Am Kreuzweg von Lüge, Verrat und Machtgier öffnet ein vierter Zeuge das Tor zur Wahrheit.

Der Autor

Der Engländer Iain Pears, geboren 1955, studierte in Oxford und arbeitete danach als Korrespondent für Reuters in Rom und Paris. Seit einigen Jahren ist er freiberuflich als Journalist, Kunsthistoriker und Schriftsteller tätig. Er hat einige erfolgreiche Kriminalromane und ein kunsthistorisches Sachbuch geschrieben. Der große Wurf ist ihm jedoch mit *Das Urteil am Kreuzweg* gelungen, das bereits in 15 Sprachen übersetzt wurde.

Iain Pears

Das Urteil
am Kreuzweg

Roman

Aus dem Englischen
von Edith Walter und Friedrich Mader

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Die Originalausgabe AN INSTANCE OF THE FINGERPOST
erschien bei Jonatahn Cape, London



Verlagsgruppe Random House
FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *München Super*
liefert Mochenwangen Papier.

Vollständige deutsche Taschenbuchausgabe 10/2006
Copyright © 1997 by Iain Pears
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe by
Diana Verlag AG, München und Zürich
Copyright © dieser Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2006
Umschlaggestaltung: Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,
München-Zürich
Satz: Schaber Satz- und Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN-10: 3-453-43204-5
ISBN-13: 978-3-453-43204-8

<http://www.heyne.de>

Für Ruth

Historia vero testis temporum, lux veritatis,
vita memoriae, magistra vitae.

Die Geschichte aber ist die Zeugin der Zeiten,
das Licht der Wahrheit, das Leben der Erinnerung,
die Lehrerin für das Leben.

CICERO, *De Oratore*

Eine Frage der Priorität

Es giebt auch Götzenbilder in Folge der gegenseitigen Berührung und Gemeinschaft des menschlichen Geschlechts, welche ich wegen des Verkehrs und der Verbindung der Menschen die Götzenbilder des *Marktes* nenne. Denn die Menschen gesellen sich zu einander vermittelt der Rede; aber die Worte werden den Dingen nach der Auffassung der Menge beigelegt, deshalb behindert die schlechte und thörichte Beilegung der Namen den Geist in merkwürdiger Weise ... Denn die Worte thun dem Verstande Gewalt an, stören Alles und verleiten die Menschen zu leeren und zahllosen Streitigkeiten und Erdichtungen.

FRANCIS BACON, *Novum Organum Scientiarum*,
Book I, Aphorism XLIII

Erstes Kapitel

Marco da Cola, Gentleman aus Venedig, entbietet respektvoll seinen Gruß. Ich möchte von der Reise berichten, die ich anno 1663 nach England unternommen habe, von den Ereignissen, deren Zeuge ich wurde, und von den Menschen, denen ich begegnete, was, wie ich hoffe, für all jene von einigem Interesse ist, die von Neugier heimgesucht werden. Ebenso beabsichtige ich, in meinem Bericht die Lügen jener zu enthüllen, die ich einst, fälschlicherweise, zu meinen Freunden zählte. Ich beabsichtige nicht, mich des langen und breiten schriftlich zu rechtfertigen oder im einzelnen zu erzählen, auf welche Weise ich hintergangen und um das Ansehen betrogen wurde, das mir von Rechts wegen gebührt. Mein Bericht wird, wie ich glaube, für sich selbst sprechen.

Ich werde viel, aber nichts von Bedeutung, weglassen. Ein großer Teil meiner Reisen durch dieses Land war nur für mich interessant und wird hier nicht erwähnt. Viele, denen ich begegnete, waren von ebenso geringer Bedeutung. Jene, die mir in späteren Jahren Schaden zufügten, schildere ich so, wie ich sie damals kannte, und ich bitte den Leser, daran zu denken, daß ich zwar nicht unreif war, aber noch keine Weltklugheit besaß. Sollte meine Erzählung schlicht und töricht scheinen, dann müßt Ihr daraus schließen, daß der junge Mann, der ich vor so vielen Jahren gewesen bin, auch schlicht und töricht war. Ich werde auf mein Bild von damals keine neuen Farbschichten und keinen frischen Firnis auftragen, um meine Fehler oder die Schwäche meiner Zeichenkunst zu verdecken. Ich werde keine Beschuldigungen aussprechen und nicht gegen andere polemisieren; ich werde vielmehr sagen, was geschehen ist, zuversichtlich, daß ich mehr nicht tun muß.

Mein Vater, Giovanni da Cola, war Kaufmann und beschäftigte sich während der letzten Jahre seines Lebens mit dem Import von Luxusgütern nach England, das sich, wiewohl ein Land ohne Raffinesse, dennoch von den Nachwirkungen der Revolution zu erholen begann. Scharfsinnig hatte er aus der Ferne erkannt, was die Rückkehr von König Charles II. bedeutete: daß die Riesengewinne dort gewissermaßen wieder auf der Straße liegen würden. Anderen Kaufleuten, die länger zögerten, heimlich zuvorkommend, hatte er in London eine Niederlassung gegründet, um die wohlhabenderen Londoner mit jenen Luxusgütern zu versorgen, die von den puritanischen Eiferern so viele Jahre verboten worden waren. Sein Geschäft blühte; er hatte in Giovanni di Pietro einen guten Mann in London und ging auch mit einem englischen Kaufmann, mit dem er sich die Gewinne teilte, eine Partnerschaft ein. Wie er mir einmal sagte, war es ein gerechter Handel: John Manston war zwar listig und unehrlich, kannte jedoch wie kein zweiter den englischen Geschmack. Wichtiger noch: Die Engländer hatten ein Gesetz verabschiedet, das fremden Schiffen verbot, Waren in ihre Häfen einzuführen, und Manston war ein Weg, diese Schwierigkeit zu überwinden. Solange mein Vater di Pietro am Ort hatte, der die Konten fest im Auge behielt, gab es, wie er glaubte, kaum eine Möglichkeit, ihn zu betrügen.

Er war längst über die Zeit hinaus, in der er direktes Interesse an seinem Geschäft nahm, und hatte schon einen Teil seines Kapitals in Landbesitz in der *terra ferma* – den ehemaligen Festlandsbesitzungen Venedigs – angelegt, um in das Goldene Buch aufgenommen zu werden. Obwohl selbst Kaufmann, wollte er, daß seine Kinder Gentlemen würden, und riet mir davon ab, mich aktiv in seinem Unternehmen zu betätigen. Ich erwähne das, weil es für mich ein Zeichen seiner Güte war. Er hatte schon früh bemerkt, daß mein kaufmännischer Verstand sehr gering war, und ermutigte mich, mich von dem Leben abzuwenden,

das er führte. Er wußte auch, daß der junge Gatte meiner Schwester für die Fähnrisse des Handels viel geeigneter war als ich.

Während also mein Vater den Namen und das Vermögen der Familie sicherte, hielt ich mich – meine Mutter war gestorben und meine Schwester nutzbringend verheiratet – in Padua auf, um mir eine oberflächliche Kenntnis artigen Benehmens anzueignen; er war zufrieden, daß sein Sohn unserem Adel angehörte, wollte mich aber nicht so ungebildet wissen, wie es der Adel war. An diesem Punkt und reifer an Jahren – ich wurde jetzt bald dreißig –, wurde ich plötzlich von der brennenden Begeisterung gepackt, Bürger der – wie man sie nennt – Republik der Gelehrtheit zu werden. An diese plötzliche Leidenschaft erinnere ich mich nicht mehr, so völlig ist sie von mir abgefallen, doch die Faszination der neuen experimentellen Naturwissenschaften hielt mich in ihrem Bann. Es war natürlich eher eine Sache des Geistes als die der praktischen Anwendung. Ich sage mit Beroaldus *non sum medicus, nec medicinae prorsus expertus*: In der Theorie der Heilkunde habe ich mich redlich bemüht, nicht mit der Absicht jemals zu praktizieren, sondern um mich selbst zufriedenzustellen. Ich hatte weder den Wunsch, noch hatte ich es nötig, meinen Lebensunterhalt auf solche Weise zu verdienen, obwohl ich, was ich voller Scham gestehe, meinen armen, gütigen Vater hin und wieder damit ärgerte, daß ich sagte, wenn er nicht nett zu mir sei, würde ich mich rächen und Arzt werden.

Ich vermute, ihm war längst klar, daß ich nie dergleichen tun würde und mich lediglich von Ideen und Menschen fesseln ließ, die ebenso aufregend wie gefährlich waren. Die Folge war, daß er keine Einwände erhob, als ich ihm von den Berichten eines Professors schrieb, der, obwohl namentlich Vorlesungen in Rhetorik haltend, einen großen Teil seiner Zeit damit verbrachte, sich über die neuesten Entwicklungen in der Naturwissenschaft zu

unterrichten. Dieser Mann war weit gereist und behauptete, daß ernsthafte Studenten von Naturphänomenen die Niederlande und England nicht mehr verächtlich ablehnen dürften. Nach vielen Monaten unter seinen Fittichen steckte ich mich mit seiner Begeisterung an, und da mich in Padua kaum etwas hielt, bat ich meinen Vater, diesen Teil der Welt bereisen zu dürfen. Gütig, wie er war, stimmte er sofort zu, besorgte mir die Erlaubnis, das venezianische Staatsgebiet zu verlassen, und sandte seinem Bankier in Flandern einen Kreditbrief für mich.

Ursprünglich hatte ich den Vorteil meiner Stellung nutzen und den Seeweg nehmen wollen, da ich jedoch, um Kenntnisse zu erwerben, soviel wie möglich sehen sollte, kam ich zu dem Schluß, daß es besser war, mit der Kutsche zu reisen, als mich auf einem Schiff drei Wochen lang mit der Mannschaft zu betrinken. Hinzufügen muß ich, daß ich schwer an der Seekrankheit leide – eine Schwäche, die ich stets sehr ungern zugegeben habe; wenn Gomesius* auch sagt, sie heile die Traurigkeit des Geistes, habe ich das nie feststellen können. Dennoch verlor ich immer mehr von meinem Mut, der sich fast ganz in Luft auflöste, je länger die Reise dauerte. Nach Leiden waren wir nur neun Wochen unterwegs, doch die Qualen, die ich zu ertragen hatte, lenkten mich völlig von der Aussicht ab, die an mir vorüberzog. Als wir einmal auf halbem Weg über einen Alpenpaß im Schlamm steckenblieben, es in Strömen regnete, ein Pferd krank war, ich selbst Fieber hatte und mein einziger Reisegefährte ein gewalttätig aussehender Soldat war, dachte ich, daß ich lieber den schlimmsten Sturm auf dem Atlantik aushielte als solches Elend.

Doch zurückzukehren hätte ebensolange gedauert wie die Fortsetzung der Reise, und so hielt ich durch, eingedenk des Spottes, der sich über mich ergießen würde,

* Petrus Gomesius, Theologe poln. Abstammung; reformierter Antitrinitarier; war gegen die Kindertaufe

wenn ich beschämt und schwach in meine Heimatstadt zurückkäme. Scham ist, wie ich glaube, das mächtigste Gefühl, das der Mensch kennt; die meisten Entdeckungen und bedeutenden Reisen wurden zu Ende geführt, weil es eine Schande gewesen wäre, hätte man den Versuch abgebrochen. Krank vor Sehnsucht nach der Behaglichkeit und Wärme meines Heimatlandes – die Engländer nennen diese Krankheit *nostalgia*, die ihrer Meinung nach auf das Ungleichgewicht einer fremden Umgebung zurückzuführen ist – setzte ich meinen Weg fort, übel gelaunt und unglücklich, bis ich in Leiden eintraf, wo ich als Gentleman in die medizinische Hochschule eintrat.

So viel schon wurde über diesen Sitz der Gelahrtheit geschrieben, der für meinen Bericht auch bedeutungslos ist, daß es genügt, wenn ich sage, ich fand zwei Professoren, die Vorlesungen über Anatomie und körpereigene Funktionen hielten und von deren einzigartigem Wissen ich sehr viel profitierte. Ich reiste auch durch die Niederlande und fand treffliche Gesellschaft, vor allem Engländer, die mir ein wenig von ihrer Sprache beibrachten. Ich verließ die Niederlande nur, weil mein guter Vater es mir befahl, aus keinem anderen Grund. Im Londoner Büro gebe es irgendwelche Unregelmäßigkeiten, wie er mir schrieb, und er brauche jemanden von der Familie, der vermittelnd eingreifen könne: Niemand sonst sei vertrauenswürdig. Obwohl mein praktisches Wissen über Handel und Wandel sehr gering war, freute ich mich, als gehorsamer Sohn etwas für ihn tun zu können, entließ meinen Diener, ordnete meine Angelegenheiten und schiffte mich in Antwerpen ein, um nach dem Rechten zu sehen. Am 22. März 1663 traf ich mit nur wenigen Pfund in der Tasche in London ein; die Summe, die ich einem Professor für seinen Unterricht bezahlt hatte, hatte meine Geldmittel fast erschöpft. Doch ich machte mir keine Sorgen, denn ich dachte, ich brauchte nur den kurzen Weg vom Fluß zu meines Vaters Büro zurückzulegen, das sein Vertreter unter-

hielt, und alles würde wieder in Ordnung sein. Was war ich nur für ein Narr. Ich konnte di Pietro nicht finden, und dieser elende John Manston wollte mich nicht einmal empfangen. Er ist schon lange tot; ich bete für seine Seele und hoffe, daß Gott meine Gebete nicht erhört, denn ich weiß, je länger dieser Mann feurige Qualen leidet, um so gerechter ist seine Strafe.

Ich mußte mich an einen geringen Diener um Auskunft wenden, und dieser Junge sagte mir, der Vertreter meines Vater sei vor einigen Wochen plötzlich verstorben. Es kam noch schlimmer: Manston hatte sich Vermögen und Geschäft sofort angeeignet und weigerte sich, zuzugeben, daß sie je meinem Vater gehört hatten. Den Anwälten hatte er Dokumente vorgelegt (Fälschungen natürlich), die seine Behauptung untermauerten. Er hatte, mit anderen Worten, meine Familie um ihr ganzes Geld betrogen – jedenfalls um den Teil des Geldes, der in England lag.

Unglücklicherweise wußte der Diener nicht, wie ich vorgehen sollte. Ich konnte Anklage vor dem Friedensrichter erheben, doch da ich außer meiner Überzeugung keinen Beweis hatte, schien das sinnlos zu sein. Ich konnte einen Anwalt konsultieren, doch wenn England und Venedig sich auch in vielen Dingen unterscheiden, in einem sind sie sich gleich – die Anwälte haben eine unersättliche Liebe zu Geld, und Geld war etwas, das ich nicht in ausreichender Menge besaß.

Es wurde auch sehr schnell klar, daß London kein gesunder Aufenthaltsort war. Womit ich nicht die berühmte Pest meine, von der die Stadt noch nicht heimgesucht worden war; ich meine, daß Manston am selben Abend einen gedungenen Spitzbuben zu mir schickte, der mir zeigte, daß mein Leben anderenorts sicherer sein würde. Zum Glück brachte er mich nicht um; tatsächlich machte ich meine Sache bei der Rauferei gut, dank des Honorars, das mein Vater meinem Fechtlehrer bezahlt hatte, und ich glaube, der Halunke verließ den Kampfplatz in einem viel

schlimmeren Zustand als ich. Ich nahm mir die Warnung dennoch zu Herzen und beschloß, unsichtbar zu bleiben, bis ich mir über mein weiteres Vorgehen im klaren war. Ich will diese Angelegenheit kaum noch erwähnen, außer um zu sagen, daß ich schließlich den Gedanken an Entschädigung aufgab, und mein Vater zu dem Schluß kam, das Geld, das wir verloren hatten, sei die Kosten nicht wert. Widerstrebend vergaßen wir die Sache, bis wir nach zwei Jahren hörten, daß eines von Manstons Schiffen in Triest vor Anker lag, um das Ende eines Sturms abzuwarten. Meine Familie ließ es beschlagnahmen – die venezianische Justiz ist Venezianern ebenso wohlgesinnt wie die englische den Engländern –, und Schiffskörper und Ladung entschädigten uns wenigstens zum Teil für unsere Verluste.

Die Erlaubnis meines Vaters, sofort abzureisen, hätte meinen Lebensgeistern unendlich gutgetan, denn das Wetter in London konnte den stärksten Mann zur Verzweiflung bringen. Der Nebel, der unablässige, schwächende Nieselregen, die bittere Kälte und der Winterwind, der unbarmherzig durch meinen dünnen Mantel pfiff, stürzten mich in tiefste Niedergeschlagenheit. Nur die Pflicht gegen meine Familie zwang mich zu bleiben, anstatt in den Hafen zu gehen und um eine Passage nach Hause zu bitten. Und anstatt den Weg der Vernunft einzuschlagen, schrieb ich meinem Vater, unterrichtete ihn vom Stand der Dinge und versprach zu tun, was ich konnte, wies jedoch darauf hin, daß ich praktisch wenig erreichen würde, wenn er nicht noch einmal in seine Geldtruhe griff und mir einen bestimmten Betrag zukommen ließ. Ich mußte, das war mir klar, viele Wochen überstehen, ehe er antworten konnte. Und ich besaß noch fünf Pfund, um zu überleben.

Der Professor, bei dem ich in Leiden studiert hatte, hatte mir freundlicherweise zwei Schreiben an Gentlemen mitgegeben, mit denen er im Briefwechsel stand, und da sie meine einzige Verbindung zu Engländern waren, beschloß ich, daß es wohl das beste wäre, wenn ich mich ihrer Für-

sorge anvertraute. Daß keiner von beiden in London war, war ein zusätzlicher Anreiz für mich, und so wählte ich den Mann, der in Oxford lebte, da es London am nächsten lag, und entschloß mich, so schnell wie möglich abzureisen.

Die Engländer sind gegen Reisende sehr mißtrauisch und geben sich regelrecht Mühe, das Reisen so schwierig zu machen wie möglich. Auf dem Zettel, der da klebte, wo ich auf die Kutsche wartete, stand, daß die Reise nach Oxford achtzehn Stunden dauern sollte – so Gott wolle, lautete das scheinheilige Postscriptum. Der Allmächtige war an diesem Tag leider nicht willens; Regen hatte einen großen Teil der Straße verschwinden lassen, so daß sich der Kutscher seinen Weg durch etwas suchen mußte, das große Ähnlichkeit mit einem frisch gepflügten Acker hatte. Ein paar Stunden später verloren wir ein Rad, meine Reisetruhe kippte vom Dach, und der Deckel wurde beschädigt. Kurz vor einer trostlosen kleinen Stadt namens Thame brach sich ein Pferd ein Bein und mußte getötet werden. Hinzuzufügen wäre noch, daß wir praktisch bei jedem Gasthaus in Südengland hielten (die Wirte bestechen die Kutscher, damit sie es tun), die Reise daher insgesamt fünf- undzwanzig Stunden dauerte und ich um sieben Uhr morgens im Hof eines Gasthauses in der Hauptstraße der Stadt Oxford abgesetzt wurde.

Zweites Kapitel

Wenn man die Engländer so reden hört (ihre Reputation für Prahlerei haben sie sich schwer erworben), könnte ein unerfahrener Reisender vermuten, daß es in ihrem Land die schönsten Gebäude, die größten Städte und die reichsten, am besten genährten, glücklichsten Menschen der Welt gibt. Ich habe einen ganz anderen Eindruck. An die Städte der Lombardei, der Toskana und Venetiens

gewöhnnt, kann man nur darüber staunen, wie winzig die Siedlungen dieses Landes sind und welcher Mangel dort herrscht; es ist beinahe menschenleer, und es gibt mehr Schafe als Einwohner. Nur London, *Epitome Britannia* und ein vortreffliches Handelszentrum, kann sich mit den großen Städten auf dem Kontinent vergleichen; der Rest sind ärmliche Höfe, meist verfallen und voller Bettler, nachdem der Handel nach den jüngsten politischen Unruhen völlig darniederliegt. Obwohl einige Gebäude der Universität wirklich schön sind, gibt es in Oxford nur ein paar Straßen, die es wert sind, besichtigt zu werden, und man kann kaum länger als zehn Minuten gehen, ohne sich zwischen Äckern und Wiesen wiederzufinden.

Ich hatte die Adresse einer bescheidenen Unterkunft im Norden der Stadt, in einer breiten Straße nahe der Stadtmauer; sie wurde von einem ausländischen Kaufmann bewohnt, der früher mit meinem Vater Handel getrieben hatte. Es war ein trauriges Gemäuer, und genau gegenüber wurde ein Haus für ein neues Universitätsgebäude abgerissen. Die Engländer machten ein großes Getue darum; es wurde von einem jungen, ziemlich arroganten Mann entworfen, den ich später kennenlernte und der sich dadurch einen Namen machte, daß er nach dem großen Feuer die Kathedrale von London wieder aufbaute – Christopher Wren. Dieser Mann verdient den Ruf nicht, den er genießt, denn er hat kein Gefühl für Proportionen und kaum das Talent, etwas zu entwerfen, das dem Auge angenehm ist. Dennoch war es das erste Gebäude in Oxford, das nach modernen Grundsätzen ausgeführt wurde und bei jenen, die es nicht besser verstanden, große Aufregung verursachte.

Mr. van Leeman bot mir ein warmes Getränk an, erklärte mir jedoch bedauernd, mehr könne er für mich nicht tun, da er kein Zimmer für mich habe. Das Herz wurde mir noch schwerer, doch wenigstens sprach er eine Weile mit mir, setzte mich ans Feuer und gestattete mir, mich zu säu-

bern und umzukleiden, so daß ich, als ich mich wieder in die Welt hinauswagte, keine so erschreckende Erscheinung mehr war. Er erzählte mir auch einiges über das Land, dem mein Besuch galt. Ich war jämmerlich ahnungslos und wußte über England nur, was ich von meinen englischen Bekannten in Leiden erfahren hatte; wußte eigentlich nur, daß der zwanzigjährige Bürgerkrieg zu Ende war. Van Leeman heilte mich gewissermaßen auch von meiner Einbildung, das Land sei jetzt ein Hafen der Ruhe und des Friedens. Der König sei tatsächlich zurückgekehrt, sagte er, aber wegen seiner Ausschweifungen sehr bald in aller Welt in Verruf geraten. Schon traten der Hader, der zur Regierungszeit seines Vaters zum Krieg geführt hatte, und der Richtblock des Henkers wieder in Erscheinung, und die Zukunftsaussichten waren düster. Kaum ein Tag verging, ohne daß in den Tavernen von Gerüchten über Aufruhr, Intrige oder Rebellion gesprochen wurde.

Das brauchte mich allerdings nicht zu beunruhigen, beschwichtigte er mich. Ein harmloser Reisender wie ich würde viel Interessantes in Oxford finden, das sich rühmen konnte, einige der bemerkenswertesten Gelehrten der Welt zu beherbergen. Er kannte den Honourable Robert Boyle, den Mann, für den ich ein Empfehlungsschreiben hatte, und sagte mir, wenn ich Eingang in die Gesellschaft finden wolle, sollte ich in das Kaffeehaus in der High Street gehen, das einem Mr. Tillyard gehörte und seit Jahren der Treffpunkt des Chemie-Clubs war und wo man sich darauf verlassen konnte, ein warmes Essen vorgesetzt zu bekommen. Ob das nun Hilfe oder Hinweis war, ich brachte mich in Ordnung, bat Mr. van Leeman, mein Gepäck aufzubewahren, bis ich eine passende Unterkunft gefunden hatte, und machte mich in der von ihm angegebenen Richtung auf den Weg.

Zu dieser Zeit war Kaffee in England eine modische Extravaganz, die mit den zurückkehrenden Juden ins Land gekommen war. Für mich war die bittere Bohne natürlich

nichts Neues, denn ich trank sie, um meine Milz zu reinigen und meine Verdauung zu fördern, war jedoch nicht darauf vorbereitet, daß sie so in Mode gekommen war; man hatte ihr sogar eigene Gebäude errichtet, wo sie für sehr viel Geld in ungewöhnlich großen Mengen genossen werden konnte. Mr. Tillyards Etablissement, insbesondere, war ein feines, komfortables Lokal, wenn ich auch bestürzt war, daß ich einen Penny entrichten mußte, ehe man mir Einlaß gewährte. Doch es war mir unmöglich, den Armen zu mimen, denn mein Vater hatte mich gelehrt, je ärmer man schien, um so ärmer wurde man. Ich bezahlte mit heiterer Miene und entschied mich dann, mein Getränk in die Bibliothek mitzunehmen, wofür ich noch einmal zwei Pennies entrichten mußte.

Die Gäste eines Kaffeehauses waren sorgfältig ausgewählt, anders als in den Schenken, die auch alles niedrige Volk bewirten. In London, zum Beispiel, gibt es anglikanische und presbyterianische Häuser; Häuser, in denen Nachrichtenschreiberlinge und Dichterlinge sich versammeln, um Lügen auszutauschen, und Häuser, in denen der allgemeine Ton von klugen Männern bestimmt wird, die eine Stunde oder mehr lesen oder im Gespräch verbringen können, ohne daß Unwissende sie beleidigen und Vulgäre sich auf sie übergeben. Das war das *Theorem*, das meiner Anwesenheit in diesem Gebäude zugrunde lag. Das *partum practicum* indessen war ein ganz anderes: die Gruppe der anwesenden Wissenschaftler sprang nicht auf, um mich – wie ich gehofft hatte – willkommen zu heißen. Tatsächlich waren nur vier Leute anwesend, und als ich mich vor einem verbeugte – einem gewichtigen Mann mit rotem Gesicht, entzündeten Augen und glatt herabhängenden ergrauenden Haaren –, tat er so, als habe er mich nicht gesehen. Niemand sonst beachtete mich sonderlich, als ich eintrat; man gönnte mir bestenfalls ein paar neugierige Blicke als einem Mann von Geschmack und offensichtlich feiner Lebensart.

Mein erster Versuch, in die englische Gesellschaft Eingang zu finden, schien gescheitert, und ich beschloß, nicht allzuviel Zeit damit zu vergeuden. Was mich aufhielt, war die Zeitung, ein Journal, in London gedruckt und dann im ganzen Land verteilt, eine ganz neuartige Idee. Sie berichtete überraschend offen über verschiedene Angelegenheiten, und zwar nicht nur über einheimische, sondern gab auch detaillierte Schilderungen von Ereignissen an ausländischen Orten, die mich sehr interessierten. Später erfuhr ich, daß es harmlose Produkte waren im Vergleich zu früher, als vor einigen Jahren die Leidenschaft für Splittergruppen eine Menge solcher Organe hervorgebracht hatte. Für den König, gegen den König, für das Parlament, für die Armee oder gegen dies und gegen das. Cromwell und dann der zurückgekehrte König Charles taten ihr Bestes, um eine Art von Ordnung wiederherzustellen, denn sie mutmaßten mit Recht, daß solches Zeug die Menschen nur verleitet zu denken, sie verstünden die Angelegenheiten des Staates. Etwas Törichtereres kann man sich kaum vorstellen, denn es ist offensichtlich, daß der Leser nur über das unterrichtet wird, was er, dem Wunsch des Schreibers entsprechend, wissen soll, und dazu verführt wird, beinahe alles zu glauben. Solche Freiheiten bewirken nichts, verwandeln nur die schmutzigen Schmieranten, die derlei Traktate produzieren, in Männer mit Einfluß, so daß sie umherstolzieren, als seien sie Männer von hohem Wert. Jeder, der je einen dieser englischen Journalisten (so genannt, wie ich glaube, weil sie immer nur für einen Tag bezahlt werden wie gewöhnliche Tagelöhner) kennengelernt hat, wird wissen, wie lächerlich das ist.

Dennoch las ich länger als eine halbe Stunde, gefesselt von einem Bericht über den Krieg auf Kreta, bis klappernde Schritte auf der Treppe und das Öffnen der Tür mich aus meiner Konzentration rissen. Ich blickte kurz auf und sah eine Frau von ungefähr neunzehn oder zwanzig Jahren, mittelgroß, aber unnatürlich schlank von Gestalt;